

Kapitel 2

Die Nacht der schlechten Nachrichten

Doktor Kanter nahm für die wenigen Kilometer in die Altstadt ein Taxi. Er wusste nicht, ob er den Abend ohne ausreichende Dämpfung in Form von guten Rotweinen überstehen würde. Der eiskalte Novembernebel, der bleiern über Salzburg hängen blieb, verhiess nicht die optimalen Bedingungen für eine Autofahrt im Rotweindunst. Wenn seine Zunge nicht wollte, war der Rebensaft die Erlösung. Kanter trank selten zu viel, stellte aber über die Jahre fest, dass sein Umgang mit der Alltagsdroge in eine etwas gefährliche Richtung wies, wiewohl er selten mehr als vier oder fünf Gläser seiner heiligen Medizin trank. Nach den Zigaretten, die er vor drei Jahren gegen übelstschmeckende Ersatzstoff-Kaugummis getauscht hatte, war der Wein sein letztes Laster. Dass er die Zigarettenkaugummis mittlerweile wie in Trance in sich hineinstopfte, eine Sucht gewiss, hatte er die letzten drei Jahre ausgeblendet. Kaugummi war Kaugummi, harmlos also, er fand nichts dabei, dass ein Stück davon so viel Nikotin enthielt wie drei oder vier Glimmstengel.

Kanter saß viel zu früh an einem der kleinen Tische in dem beengten Lokal und bemerkte die unfreiwillige Ironie des Standorts. „Wie in Nairobi“, hörte er einen jungen Mann auf dem Nachbartisch sagen und Doktor Kanter erinnerte sich, wie eng der aktuelle Niedergang mit den Geschichten aus der kenianischen Hauptstadt verbunden war.

Doktor Kanter hatte den Rücken zur Tür gewandt und starrte abwechselnd auf seine Eterna-Armbanduhr und das Display seines Blackberry. Er bemerkte, dass zwischen dem Schweizer Uhrwerk und dem kanadischen Minitaturbüro-Computer eineinhalb Minuten lagen.

„Guten Abend.“

Doktor Kanter zuckte zusammen und presste ein verlegenes – aus seiner Sicht joviales – „Hallo“ durch seine spitzen Lippen. „Nehmen Sie Platz“, setzte er nach und musste erstmals seit langem überlegen, wie er die nötige, oft lästige Phase der Belanglosigkeiten in einem Gesprächstermin überdauern würde. Es verging eine Ewigkeit, ehe die durchaus attraktive Kellnerin den steifen Einstiegsplaver mit zwei Speisekarten unterbrach. Zwischen Straußenburger und Bohneneintopf fand Doktor Kanter ausreichend kulinarische Anekdoten, um über seine ungelenke Unsicherheit gekonnt zu hinwegzutäuschen. „Wussten Sie, dass Strauße heute gezüchtet werden wie Rinder mitten bei uns? Der größte Laufvögel der Welt, ein

Stubenhocker bei österreichischen Bauern, denen das Ferkel zu wenig einträglich und das Krokodil zu gefährlich erscheint“, rief Doktor Kanter viel zu laut aus und zwang seiner kurzen Erläuterung zwei Lacher auf. Marion Weihrater legte ihren Kopf schief auf die rechte Schulter und lächelte pflichtbewusst. Sie sagte nichts, denn die Frage, ob sie gewusst hätte, dass Strauße auf heimischen Bauernhöfen gezüchtet würden, war rein rhetorischer Natur. Antworten gab sie nur, wenn sie sich ernsthaft gefordert oder gefragt fühlte.

Doktor Kanter bestellte für sich ein Glas Pinotage, um ein Haar hätte er für sie das gleiche bestellt, erinnerte sich aber rechtzeitig, dass junge Frauen gegen diese Art der Bevormundung mitunter allergisch reagierten. „Für Sie auch?“, schob er ungelenken nach. Was Marion Weihrater mit einem stillen Kopfschütteln quittierte und ein ebenso stilles Mineralwasser orderte. Die kulinarischen Ausflüchte waren vorbei. Und Kanter wusste, dass dieses Gespräch nur dann Erfolg haben könnte, wenn er die Causa Prima direkt ansprechen würde. „Ich nehme an, Sie sind im Bilde“, hob er an und gewann langsam die ihm eigene Festigkeit in der Stimme zurück.

„Ihr Brief an Zuckerberg?“

Doktor Kanter nickte und fühlte sich gleichzeitig blamiert und verstanden. Dieses nahezu sprachlose Persönchen hatte sein Dilemma genau begriffen. Für eine widerspruchslose Abrechnung mit sich selbst war es zu früh. Ein Doktor Kanter scheitert nicht einfach so. Er scheitert begründet und überlegt.

„Wissen Sie, das Geschäft mit der Nachricht ein Stellvertreter-Krieg immer schon. Und manchmal ist es auch ein Stellvertreter-Frieden. Wir Pressesprecher übersetzen die kruden Gedanken eines Managements in fassbare Portionen, laden sie auf mit Geschichte und Geschichten und suchen ihren Weg nach draußen. Wir sind die Stellvertreter unserer Unternehmen, selten überzeugt, dass alles stimmt, was man uns sagt, aber stets sicher, dass wir das Richtige tun, in dem wir das tun, was andere schlechter machen würden.“ Doktor Kanter unterbrach seinen Monolog für wenige Sekunden, vielleicht weil er Widerspruch zu seiner selbstkritischen Reflexion erwartet hatte. Doch Marion Weihrater sprach nicht nur wenig, vor allem log sie nie. Ihre Einschätzung der Lage musste sich also mit seiner treffen.

„Und wenn wir an die Öffentlichkeit gehen, dann treffen wir deren nicht gewählte Stellvertreter. Journalisten, Reporter, Chefredakteure und Herausgeber – all jene Menschen, die sich auf ein Mandat stützen, das sie aus einer lächerlichen Kaufentscheidung ableiten. Also ob der Krone-Leser den Chronikredakteur demokratisch gewählt hätte.“

Kanter wusste, dass Journalisten keine Freunde waren, genau genommen hatte er gerade erst gelernt, dass zwei Stellvertreter im Krieg und zwei Stellvertreter im Frieden nichts anderes als Stellvertreter bleiben. Bekanntschaften in den niederen Rängen also. Freundschaft war in solchen Verhältnissen keine Kategorie. „Der Weg von uns zu ihnen führt über Nützlichkeiten und Bedürfnisausgleich viel eher als über Wahrheit oder Wahrhaftigkeit. Und wenn man am Ende doch die Scheine über den Tisch gehen, ist unser Beruf um nichts sympathischer als jener eines kleinen Mafia-Paten, der sich den Rückhalt dort kauft, wo er ihn braucht.“

Marion Weihrater nippte still an ihrem Mineralwasser. Diese Geste sollte wohl heißen, dass sie dem defätistischen Befund widerspruchsfrei zustimmte. Doktor Kanter empfand kurze Abscheu vor sich selbst. Er saß vor jener Frau, die seinem Herz näher stand, als ihm in beruflichen Dingen recht gewesen war, ohne dass er das je gesagt hätte, und vernichtete mit wenigen Worten 20 Jahre Berufserfahrung. Der Kommunikationsprofi schmolz auf das Maß eines kleinen Straßenbetrügers zusammen.

„Sie können . . . , ähem, . . .“, stieß Doktor Kanter forschend aus und bemerkte mitten im Satz, dass er dessen Ende nicht bedacht hatte. Die Erklärung der Schmierkomödie Kommunikation mit ihm selbst in einer, in der Hauptrolle war einer der größten denkbaren Selbstentblößungen. Wenn er schon quasi nackt vor dieser Frau saße, wäre das Du-Wort die mindeste Vertraulichkeit. Aber wie?

„Übrigens ich bin der Kanter“, wie ihn selbst Freunde aus Schultagen noch nannten, konnte er nicht sagen. Damit hätte er gerade einmal den Doktor-Titel gestrichen. Der „Erich“ wollte er nicht sein, um keinen Preis, da würde er lieber in der höflichen Distanz verharren, als diese Namen-gewordene Schmach selbst vorzuschlagen.

„Wie bitte?“, hakte Marion Weihrater nach, da Doktor Kanter im Razonieren über Du-Wort-taugliche Benennungen stecken geblieben war.

Doktor Kanter übersprang die Du-Frage und kam nun zu dem Punkt, der über sein berufliches Wohl und Wehe entscheiden sollte. „Wenn drei Waschweiber an der Supermarktkassa über ärztliche Kunstfehler schwätzen, was passiert da? Nichts. Es ist völlig egal, es ist dem Arzt egal, dem Spital, der Öffentlichkeit, es ist so wertvoll wie in den Wind spucken, um den Sturm zu vertreiben. Sie verstehen?“

Marion Weihrater nickte in Zeitlupe. „Und wenn die drei Waschweiber“, sie brachte dieses Wort offenbar kaum über die Lippen, „plötzlich auf Facebook posten, geht die Welt unter. Ihre Welt.“

„Exakt.“ Doktor Kanter hätte sein Assistentin am liebsten umarmt. Sie verstand schneller als jeder andere, dem er sein Problem geschildert hatte. Sein eigener Sohn hatte ihm hämisch vorgehalten, dass er nun endlich zu alt sei für seinen Job und sich damit abfinden müsse, dass alles ist, wie es ist. Der ewige Student hatte lange auf diese Genugtuung warten müssen. Einmal besser sein als der perfekte Vater, den er, Andreas Kanter, ohne Titel, als verfehlungsfrei und distanziert, jedenfalls überlegen in allen Lagen wahrnehmen hatte müssen. Doktor Kanter fühlte sich zum ersten Mal von seinem langzeitversagendem Sohn, Student der Dauerwissenschaften ohne Ende, aktuelles Studium unbekannt, erstmals geschlagen.

„Was wissen Sie eigentlich von Facebook?“, fragte Marion Weihrater vorsichtig und Kanter konnte sich nicht erinnern, dass ihm die junge Assistentin je zuvor eine Frage gestellt hatte, die über die nötige Alltagsorganisation hinausging. „Damit ich weiß, wo ich anfang.“

Doktor Kanter war kein völliger Neuling im Bereich Social Media. Er hatte sich artig bei Facebook angemeldet, seine Daten korrekt eingegeben, bis auf den Geburtstag, den verschob er immer um einen Tag, um die weltweiten Datenbanken zu necken und zu verwirren. Außerdem hasste er automatisierte Geburtstagswünsche, das ertrug er bestenfalls einen Tag vor oder nach dem persönlichen Festtag.

Stundenlang war Kanter vor seiner eigenen Pinnwand gesessen und hatte Nachrichten an sich selbst verfasst. Er wartete auf Reaktion. Einer der 500 Millionen müsste sich doch mit seinen Gedanken anfreunden können und auch etwas dazu sagen. Nach einer Weile fand Kanter nahezu sämtliche ihm bekannten Personen über die Suchfunktion des eigenen Profils. Die einen gaben freizügig Bilder von sich preis, privat allemal, wieder andere schrieben ihren Namen falsch, um nicht sofort erkannt zu werden. Doktor Kanter wusste, er müsste sich befreunden. Er durchsuchte die Liste der ihm bekannten Namen nach potenziellen Komplizen, denen er zumindest telefonisch ankündigen könnte, dass er als völliger Neuling nun versuchen würde, sich noch einmal zu befreunden. Auf dieser seltsamen Plattform, die ihm verschlossen blieb. Nach reiflicher Überlegung wählte er seine Assistentin aus. Mit ihr könnte er sich – so schrieb er in einem E-Mail – aus rein beruflichen Gründen befreundet sein, gezwungenermaßen quasi, weil man gegen den gemeinsamen Feind wohl nur in digitaler Einigkeit vorgehen könne. Ehe er eine Antwort in seinem Posteingang vorfand, erreichte ihn die Freundschaftsanfrage der jungen Kollegin auf Facebook. Mit einem Bild, das sie offenbar im letzten Sommerurlaub angefertigt hatte, auf dem sie gelöst und irgendwie frei aussah. Doktor Kanter hatte zögerlich akzeptiert und damit eine Freundin – seine erste – auf Facebook.

„Ich habe eine Freundin, das wissen Sie, und das sind Sie.“ Doktor Kanter erfuhr, dass er Bilder, Videos und Interessen eingeben oder wieder löschen könnte, er wusste, dass man Leute fand, von denen er froh war, sie sonst nicht zu treffen, und er hatte verstanden, dass die einzige Gemeinsamkeit der gesamten Nutzergemeinde war, dass Gemeinsamkeit keine Voraussetzung ist. Bloß: Mit ihm selbst hatte das wenig zu tun. Auf Facebook war offensichtlich jeder wer – egal, ob es um die Aufzucht von Zwergkaninchen oder die Weltrevolution ging. Bedeutend war, was da stand, nicht was dahinter stand. Wie solcher Mumpitz sich anschicken konnte, die mediale Hegemonie an sich zu reißen, war Doktor Kanter ein Rätsel. „Mehr weiß ich nicht, mehr schaffe ich aus Eigenem auch nicht“. Er wandte seinen Blick hilfesuchend zur jüngeren Kollegin und wartete.

„Wenn Sie das gemeinsame Interesse aller Facebook-Menschen suchen, sind Sie auf dem Holzweg. Sie werden sehen, dass die Menschen auf Facebook im besten Fall so normal sind wie alle anderen auch. Sie sind nämlich alle anderen.“

Marion Weihrater hatte ihrem Chef in wenigen Worten zu erklären versucht, dass es nicht um eine spezielle Gruppe Menschen ging, sondern um alle. Und die waren nunmal so unterschiedlich wie alle zu einander sind. „Facebook greift tiefer als die Salzburger Nachrichten. Es geht nicht um Politik, Meinung oder sonst ein Thema, es geht um das Grundbedürfnis. ‚Seht her, ich bin da‘, also schreibe ich. Auf Facebook können Sie kaum vorschwimmen, Sie können nur mitschwimmen. Und wie das Telefon vor vielen Jahren das Privatleben auf den Kopf gestellt hat, ohne dass es jemand bemerkt hätte, werden es die Sozialen Medien auch tun. Es ist wahrscheinlich die ökonomischste Form des Sich-Mitteilens. Wo sonst erreichen Sie mit drei Zeilen 500 Menschen oder mehr, die dann wissen, dass Sie gerade Hunger haben? Auf's Klo müssen?“

Marion Weihrater lächelte verlegen, und Kanter bemerkte sofort, dass sie sich ob ihres versuchten Scherzes unsicher war. „Schön, schön“, setzte Doktor Kanter nach

und legte die Stirn in Falten. „Aber wer hat dann die Deutungshoheit über Facebook, wenn nicht dieser leidige Herr Zuckerberg oder allenthalben seine Ländervertreter?“ Kanter suchte nach dem zentralen Punkt, den – so war er überzeugt – jedes Medium haben musste. Und irgendjemand, auch das wir ihm nicht auszureden, musste entscheiden, was im Sinne dieser Deutungshoheit richtig und falsch sei. Selbst die anspruchsvollsten Medien, die er kannte, hatten sich einer Linie verschrieben. So bemüht sie auch waren, die Wahrheit zu finden, im letzten Stück Interpretation blieben sie sich treu, und genau das war es, was Leser zu begeisterten Lesern machte, User zu Fans. Es wollte ihm nicht eingehen, wie die neue Medienwelt abseits geschulter Schreiber und Schreiberinnen je abheben sollte. „Es ist also eine Sammlung von Belanglosigkeiten, der keiner entkommt?“

„Mir brauchen Sie Facebook nicht ausreden“, erwiderte Marion Weihrater beleidigt. „Mit dieser Einstellung kommen Sie genauso weit, wie wenn Sie mir jetzt erklären, dass es die Menschheit ohne Liebe viel besser hätte. Die braucht auch keiner, ärger noch, sie ist Grund für weiß ich wie viele Morde, Kränkungen, Irrationalitäten, Kriege sogar, und trotzdem: Was wäre die Menschheit ohne Liebe?“

Doktor Kanter drehte sich zur Seite, ließ seinen Blick durch das Lokal schweifen, wetzte unruhig auf seinen Stuhl auf und ab und zog seine Schultern halbkreisförmig nach vorne, wie ein Igel, der den Stachelpelz um seine verletzte Innenseite zog. Wie konnte jemand eine aufgeblasene Webseite mit dem Treibstoff der Romantik vergleichen, der Triebfeder von Abermillionen Menschen, verwechseln? Liebe gegen Facebook, Doktor Kanter gegen Weihrater – dieses Match musste er gewinnen.

„Was würden Sie eher aufgeben? Ihren Freund oder Ihr Facebook-Profil?“ Doktor Kanter war überzeugt, dass er den Matchball in der Luft hatte.

„Meinen Freund natürlich, weil ich habe keinen.“

Doktor Kanter hatte getroffen. Und einmal mehr war er es selbst, der unter der Macht seiner Scharfsinnigkeit zusammenbrach. Natürlich. Natürlich. Doktor Kanter wurde zum Ausgangspunkt des Abends unsanft zurückkatapultiert. Er hatte keine Ahnung von der neuen Medienwelt, und deshalb war er hier.

Das Afro Café war voll mit Menschen, die meisten unter 30, die auf Facebook ihre zweite Welt gefunden hatten. Und immer wenn eine vom Nachbartisch ihr iPhone aus der Tasche zog, musste sie sich wohl der Welt mitgeteilt haben. Auf Facebook, Twitter, Foursquare oder Xing. Doktor Kanter bemerkte, dass Menschen wie er, die selbst ein Smartphone wie einen Anrufbeantworter bedienten, die Dinosaurier des Abends waren. Bedrückt gestand er sich ein, dass sein Widerstand zwecklos geworden war. Er zog in eine Schlacht, nachdem der Krieg vorbei war, verloren längst. So dumm die neue Netzwelt auch sein mochte, sie hatte sich durchgesetzt, gegen ihn und ein paar andere, die zu gut geschlafen hatten auf den Lorbeeren, die sie sich früher sauer verdient hatten. Wegen Erfolglosigkeit eingestellt, dachte Doktor Kanter über sich selbst und wandte sich wieder seiner Begleiterin zu.

„Schön, Frau Kollegin“, hob er an. „Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich Ihrer Expertise vertraue, genaugenommen, weil ich vermutlich nur Ihrer Expertise vertraue. Vielleicht fällt Ihnen ein, wie wir auch diese Plage eindämmen?“ Doktor

Kanter zog kräftig an seinem Pinotage, verzog kurz das Gesicht und stierlte in seiner Sakkotasche nach einem Nikotinkaugummi. Keiner da. Nachdem er sämtliche Kleidungsstücke nach Zigarettensatz durchwühlt hatte, wandte Doktor Kanter seine Augen der hübscheren der beiden Kellnerinnen zu.

„Ja?“

„Haben Sie Parisienne?“, flüsterte Doktor Kanter in Richtung der Frau und hoffte, man würde seine Schwäche nicht bemerken. Eine einzige Zigarette würde den Abend retten.

Doktor Kanter fühlte sich wie im Krankenwagen, von lauter Rettern umgeben. Die lodernde Parisienne, die unsichere Marion Weihrater und der Pinotage 2006 waren allesamt nur da, ihn – den gefallenen Propheten in allen Kommunikationsfragen – wieder herzurichten. „Waren Sie noch nie verliebt?“ Die Niederlage war nicht vollends ausgekostet. Und der sonst so souveräne Vorgesetzte bemerkte, wie ihn das Liebesleben der Kollegin mehr interessierte als die Frage, weshalb 500 Millionen Menschen in immer kürzeren Abständen immer mehr Unsinn lasen und verbreiteten.

„Ich glaube schon“, presste Marion Weihrater leise hervor und schaute dabei an Kanter vorbei in Richtung draußen. „Ich glaube aber nicht, dass das heute unser großes Thema ist.“

Noch ein Treffer. Die Abfuhr fügte sich harmonisch ins Bild der vielen kleinen Nadelstiche, die dieser Tage auf den Pressesprecher der Fidelo Pharma AG niedergingen. Es war Doktor Kanter in dem Moment unangenehm, sich am Privatleben seiner Retterin beinahe vergriffen zu haben. Er, der große Doktor Kanter, stand über den Dingen und eine Frau, die halb so alt war wie er, seine Untergebene noch dazu, auch nur gedanklich anzufassen, war ihm ein Gräuel. Was hat ihn da geritten?

Die zweite Parisienne glühte munter zwischen seinen Lippen und er wusste, als ob er nie aufgehört hätte, dass auch diese Zigarette, nur diese, ihn bewahren würde vor all den Unbilden, die er sich selbst immerfort zu bereiten schien. „Ich will es kurz machen, Frau Weihrater, ich brauche Sie in neuer Funktion.“

Im Netz der Nachricht

Die Newsroom-Strategie als PR-Roman

Holzinger, Th.; Sturmer, M.

2012, X, 211 S. 15 Abb. in Farbe., Hardcover

ISBN: 978-3-642-22488-1